



P. Klaus Mertes SJ

Kirche und Schulen

Die Jesuiten lernen selbst am besten, wenn sie andere lehren.¹ Diesen Satz schrieb der Gründer des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, den Mitbrüdern ins Stammbuch, als bei einigen von ihnen kurz nach der Ordensgründung die Frage aufkam, warum der Orden überhaupt Schule macht. Der Satz gilt auch m. E. auch generell für die Kirche (Diözesen und Orden), und zwar sowohl für Kirche als Schulträger und Anstellungsträger von Lehrkräften, als auch für die Kirche, sofern sie in ihren Lehrkräften in der Schule repräsentiert ist: „Die Kirche lernt selbst am besten, wenn sie andere lehrt.“ Rückzug vom Bildungsauftrag ist intellektueller, kultureller Suizid. Er ist zugleich auch Abkehr vom Sendungsauftrag der Kirche. Denn es gilt auch: Nirgendwo ist Kirche missionarisch so präsent wie in der Schule.

1. Kirche und Lehre

Die Kirche lehrt. Das gehört zu ihren Grundvollzügen. Die Gemeinschaft der Jünger war eine Gemeinschaft von Schülern, die sich um ihren Lehrer Jesus scharten. Jesu Auftrag an seine Jünger bestand unter anderem darin, dass sie alle Völker lehren sollen: „... lehrt sie alles zu befolgen, was ich euch gesagt habe.“ (Mt 27,20) Schon früh zeigte sich, dass sich der Vorgang des Lehrens nicht auf die Weitergabe von „ipsissima verba“ Jesu aus der Vergangenheit beschränken ließ. Vielmehr geschah das Lehren in lebendigen Begegnungen mit anderen Menschen einschließlich des Auferstandenen und veränderte darin nicht nur die Lernenden, sondern auch die Lehrenden.

Die Apostelgeschichte beschreibt diesen Prozess in der Annäherung der Jünger Jesu an die nicht-jüdischen „heidnischen“ Völker. Beispiel: Der „gottesfürchtige“, also dem jüdischen Monotheismus zuneigende römische Hauptmann Cornelius lädt Petrus zu sich nach Hause ein, im Wissen darum, dass es dem Juden Petrus eigentlich verboten ist, sein Haus, das Haus eines Nicht-Juden zu betreten. Petrus ist sich seinerseits dieser Grenzüberschreitung bewusst, als er die Einladung annimmt: „Ihr wisst, dass es einem Juden nicht gestattet ist, das Haus eines Heiden zu betreten.“ (Apg 10,28) Mit der Annahme der Einladung überschreitet auch er eine Grenze. Er betritt das Haus und begreift dort, im fremden Haus definitiv, dass auch die Nicht-Juden in das Reich Gottes eingeladen sind (Apg 10,34). Er hat etwas Neues gelernt.

¹ Zitiert nach O'Malley, Die ersten Jesuiten, Würzburg (Echter), 1995, S.247

Ich erinnere mich an eine Festpredigt zum Schuljubiläum einer katholischen Schule. Der Prediger stellte folgendes Modell für das Verhältnis von Kirche und Schule vor: Die Kirche, genauer: Das kirchliche Lehramt, bildet Lehrkräfte in der kirchlichen Lehre aus. Diese gehen in die Schule und bringen den Kindern und Jugendlichen die gelernten Lehrinhalte bei. Am Ende besucht ein Vertreter des kirchlichen Lehramtes die Schule und überprüft, ob „unten“ bei den Schülern das angekommen ist, was „oben“ bei den Lehrkräften hineingegeben wurde.

An diesem – ich wage zu behaupten: In kirchlichen Kreisen immer noch sehr verbreiteten Trichtermodell des Verhältnisses von Kirche und Schule ist mehreres falsch. Zum einen wird an Schulen, auch an kirchlichen Schulen, nicht nur kirchliche Lehre unterrichtet. Vielmehr stehen auf dem Stundenplan viele andere Fächer, die (jedenfalls auf den ersten Blick) nicht viel oder gar nichts mit kirchlicher Lehre zu tun: Fremdsprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Kunst und Musik, Gesellschaftswissenschaften.

Das Trichtermodell verfehlt weiterhin das Wesen von Bildung. Bildung ist mehr als Wissen von vorgegebenen Lerninhalten. Guter Unterricht leistet mehr als nur die Weitergabe von Inhalten. Das gilt auch für den Religionsunterricht. Alle ernstzunehmenden Lerntheorien spätestens seit Platon wissen, dass die grundlegende Rolle der Lehrenden darin besteht, den Lernenden dabei zu helfen, zu eigener Erkenntnis zu kommen. Weitergabe von Wissen, insbesondere von methodischem Wissen, dient diesem Zweck. „Alle Menschen werden Schüler Gottes sein“ (Jes 54,13; Joh 6,45) bedeutet auch: „Alle Menschen werden keine Lehrer mehr brauchen“, weil Gott sie lehrt. Sie werden im Reich Gottes gelernt haben, selbst auf die Stimme Gottes zu hören. Das, was diese Stimme sagt, kann dann im Fall der Fälle auch etwas anderes sein als das, was die menschlichen Lehrer von ihren Schülern gerne hören würden.

2. Schule als Fremde

Ich ziehe das Modell der Apostelgeschichte dem Trichtermodell vor. Kirche betritt Schule so, wie Petrus das Haus des Cornelius betritt: Mit einem Lehrauftrag, aber zu gleich auch mit einem Hörauftrag. Kirche betritt in der Schule nicht nur eigenes Territorium, sondern auch Fremde. Das gilt auch für Schulen in kirchliche Trägerschaft.

Lehren besteht dann auch in der Kunst, in einer Sprache auf die Fragen einzugehen, die die Jugendlichen erreicht und sie ihrerseits sprechfähig macht, ohne dabei das Niveau der Fragestellung zu unterschreiten. Das bedeutet, immer wieder neu Sprache zu lernen, um angemessen zu sprechen.

Schule ist für Kirche nicht nur deswegen Fremde, weil in ihr viele Fächer unterrichtet werden, die keine explizit religiösen Inhalte haben. Sie ist dort auch deswegen nicht im Eigenen, weil in der Schule ein gesellschaftlicher Bildungsauftrag erfüllt wird, den der Staat vorgibt, nicht – bis auf den konfessionellen Religionsunterricht – die Kirche. Und schließlich ist Schule für Kirche auch unter systematischer Rück-sicht deswegen Fremde, weil Schüler nicht freiwillig zur Schule gehen, sondern auf Grund der allgemeinen Schulpflicht. (Das gilt auch für Kinder und Jugendliche, die gerne in die Schule gehen.) Deswegen kann Kirche in Schule viele Dinge nicht machen, die sie in der Gemeinde problemlos machen kann. Schule ist gerade nicht der Ort, an dem Glauben so wie in der Gemeinde gefeiert wird, oder besser gesagt: Sie ist der Ort, wo Glauben nur so gefeiert werden kann und darf, dass den anwesenden nicht-Glaubenden oder nicht-christlich-Glaubenden respektvoll die Möglichkeit zur respektvollen Distanz gegeben wird. Es kann dann auch passieren, dass Distanzierte in der Begegnung mit Lehren oder Schülern, die zu ihrem Glauben stehen, wie einst in Korinth (1 Kor 14,25) zu staunen beginnen und so oder ähnlich sagen: „Wirklich, Gott ist unter euch anwesend.“ Aber das kann nur gelingen, wenn es nicht strategisch gewollt ist.

Zum Zwangscharakter von Schule kommt das unvermeidliche Machtgefälle im Lehrer-Schüler-Verhältnis hinzu: Disziplinarische Autorität, Bewertungs- und Benotungskompetenz, Vorgabecharakter des Curriculums. Ein Jugendlicher kann einem Gottesdienst in der Gemeinde fernbleiben, wenn ihm der Pfarrer nicht liegt oder die Predigten schlecht sind. Ein Schüler kann dem Unterricht nicht fern bleiben, wenn ihm der Lehrer oder der im Lehrplan vorgesehene Unterrichtsinhalt nicht liegen. Damit erhöhen sich aber auch unter systemischer Rücksicht gesehen in der Schule die Risiken von Übergriffigkeit und autoritärer Vereinnahmung der Jugendlichen durch die Lehrenden. Sofern sich diese wiederum als Träger eines kirchlichen Lehr-auftrages verstehen, kann Kirche in Schule besonders schnell als übergriffig erlebt werden, und es auch sein. Viel kirchliche Schulpädagogik ist daran gescheitert, dass Schüler und Schülerinnen sich nach ihrer Schulzeit an kirchlichen Schulen im Namen der Freiheit von der Kirche verabschiedet haben.

Gerade deswegen ist aber Schule ein Ort, den Kirche im Sinne der Apostelgeschichte nicht nur lehrend, sondern auch hörend betreten darf. Sie ist „eingeladen“, in der Schule mitzuwirken. Ihre Präsenz kann dann von kirchlicher Seite her auch von ihr selbst als missionarisch verstanden werden: Kirche ist in Schule nicht nur eingeladen, sondern auch „gesandt“. Das geht deshalb, weil Schule gerade nicht Kirche ist, und Kirche nicht Schule.

Die Einladung von Kirche in Schule hat viele Dimensionen – „Einladung“ hier in einem weiteren, geistlichen Sinne gebraucht. Zum einen lädt hierzulande Artikel 7,4 GG (auch) die Kirchen ein, Träger von Bildung zu sein. Dahinter steht von staatlicher Seite her die aus bitteren Erfahrungen mit Erziehungsdiktaturen auf deutschem Boden gewonnene Erkenntnis, dass Schule nicht nur eine Staatsangelegenheit ist, sondern eine Angelegenheit der gesamten Zivilgesellschaft. Der Staat anerkennt die Endlichkeit seiner Zuständigkeit für Bildung und Erziehung. Genauso ist die „Einladung“ in die Schule auch aus der Not, oder: aus der Sehnsucht von jungen Menschen heraus zu hören, die mit ihrer Frage nach Gott nicht allein bleiben wollen; die fundamentalistischen Seelenfängern wehrlos ausgeliefert sind; die nach einem angemessenen argumentativen Niveau für oder gegen den Glauben suchen. (Wenn sie es nicht tun, ist es ja meist schon die Folge von Enttäuschungen.) Wenn Kirche eine Botschaft in die Schule hinein hat – und dies nicht nur in die katholischen Schulen hinein, sondern in den ganzen schul- und bildungspolitischen Diskurs –, dann ist es diese: Die kritische Auseinandersetzung mit der Frage nach Gott gehört zu einem Konzept von Allgemeinbildung. Die Frage nach Gott ist nicht nur eine Frage der religiös gebundenen Jugendlichen.

3. Fremde als Lernort

Die Kirche lernt in der Schule durch die Lehrenden in der Schule – sofern diese einen kirchlichen Lehrauftrag haben, an einer kirchlichen Schule wirken oder sich auch einfach in ganz säkularen Kontexten als Christen verstehen, die jeden Sonntag in ihren beruflichen Alltag ausgesandt werden: „Ite, missa est“.

Dieses Lernen hat mehrere Orte. Zunächst den Unterricht selbst. Wer ein Lehrerleben lang immer nur dieselben Konserven aus der Tasche zieht, scheitert. Lehrer-sein bedeutet, sich auf die Fragen von Schülern einzulassen. Diese Fragen sind immer wieder neu – sie lehren die Lehrenden oftmals selbst wieder neu das Fragen und Suchen, zumal Jugendliche ein sehr feines Gespür dafür haben, wenn ein Lehrer einer Frage ausweicht. Lehren besteht dann auch in der Kunst, in einer Sprache auf die Fragen einzugehen, die die Jugendlichen erreicht und sie ihrerseits sprechfähig macht, ohne dabei das Niveau der Fragestellung zu unterschreiten. Das bedeutet, immer wieder neu Sprache zu lernen, um angemessen zu sprechen.

Je mehr sich heute Wissen in Expertenkreise ausdifferenziert, umso mehr ist Schule der Ort, an dem Experten wieder an einen Lern- und Lernort zusammengeführt werden. Die Schüler achten mit ihren Fragen ohnehin die Fachgrenzen nicht. Sie fragen auch im Biologieunterricht nach der Schöpfung, wenn die Evolutionslehre auf dem Plan steht; nach der kirchlichen Sexualmoral, wenn Sexualekunde an der Reihe ist; nach Glauben und Kirche, wenn die Lektüre im Literaturunterricht Anlass dazu gibt. Und so weiter. Die Fachlehrer geben sich täglich mehrmals die Klinke in die Hand, sitzen gemeinsam in Prüfungen und müssen sich im Fall der Fälle fächerübergreifend beraten und absprechen. Das führt immer wieder neu zu fächerübergreifenden Lernprozessen auch bei den Lehrenden.

Schule ist mehr als nur ein Ort für Fachunterricht. In der Schule befinden sich Lehrer – und im Fall der Fälle mit ihnen die Kirche – sozusagen auf der Straße des Lebens. Was auf der Straße geschieht, ist nicht berechenbar. Kein soziales, kulturelles oder gesellschaftliches Thema, das nicht irgendwann durch die Jugendlichen – oder oft auch durch die Eltern – in der Schule ankäme: Soziale Konflikte, Lebenskrisen, Familienkrisen, Schicksalsschläge, grundlegende Orientierungsfragen, kulturelle Veränderungsprozesse, neue Medien, neue Themen. Rosenkriege machen vor der Schule nicht halt. Liebe und Liebesbeziehungen aller Art ebenfalls nicht. Lehrer und Lehrerinnen unterschiedlichster Fächer sitzen zusammen, um gemeinsam hochkomplexe Erziehungs- oder Disziplinarfragen zu beraten und zu lösen, oder auch neue Fragen der Inklusion, neue Anforderungen an das Schulprofil, interreligiöse und interkulturelle Herausforderungen, Integration von Migran-

Über die Schule tritt Kirche aus sich selbst heraus und gewinnt dadurch selbst. Sie wird frei für ein Bildungs- und damit auch für ein Selbstverständnis, das über sie selbst hinausweist. Ich sehe keine Institution, die in diesem Sinne der Kirche mehr nützen könnte als die Schule.

ten und Flüchtlingen. Es gibt für die Beteiligten in der Schule keine Möglichkeit, auf der Straße des Lebens einfach stehen zu bleiben und sich einzukapseln. Das wäre auch gar nicht wünschenswert. Gerade durch ihren Straßen-Charakter ist Schule ein Ort, an dem die Lehrenden den Jugendlichen, aber auch der ganzen Gesellschaft nahe sind, näher als jede Zeitungslektüre oder jedes andere Wissen aus sekundären Quellen es möglich machen könnte.

4. Schule, Kirche und Nutzen

Schließlich ist die Tätigkeit in der Schule ein Dienst an der Würde des Menschen. Bildung ist Zweck an sich selbst, nicht Mittel zum Zweck. Es geht im Verhältnis von Kirche und Schule nicht darum, dass die Kirche durch Schule institutionelle Eigeninteressen bedient. Die „Unwissenden zu lehren“ ist ein klassisches Werk der Barmherzigkeit, das seinerseits nicht in Eigeninteressen der Lehrenden begründet werden muss. Ziel und Zweck von Bildung ist nicht die Kirche, sondern die Jugendlichen. Indem diese zu selbstständigem Gebrauch von Vernunft, zu reifer Erkenntnis- und Urteilsfähigkeit (auch in Fragen des Glaubens) hingeführt werden, dient ihnen die Kirche – nicht umgekehrt.

Und doch profitiert Kirche von Schule, gerade dann, wenn ihr Verhältnis zur Schule nicht instrumentell ist. Hier waltet das „Sabbat-Paradox“ in der Bildung, wie der kirchliche „Tempi“-Kongress im Herbst 2000 programmatisch formulierte:² Bildung nützt (so wie der Sabbat), wenn sie das Übernützliche im Blick hat; wenn sie das Übernützliche nur deswegen im Blick hat, weil es nützt, nützt es nicht, weil sich das Übernützliche dann schon wieder dem vereinnahmenden Zugriff entzogen hat. Aus dem Sabbat-Paradox gibt es Gott sei Dank kein Entrinnen.

Wenn Schule und Kirche zusammenkommen, können Glaube und Vernunft zusammenkommen, und über sie auch Glaube und Kultur. Nichts hat der Kirche immer wieder so sehr geschadet wie ein bildungsfeindlicher Kirchenbetrieb, der um ideologisch motivierte Sicherheitsbedürfnisse, sonderweltliche Abkapselung, Bestandsinteressen, Anpassung und Unterordnung kreist und Schule entweder dafür in Anspruch nehmen will oder Schule

² „Tempi – Bildung im Zeitalter der Beschleunigung“, Bildungskongress der Kirchen am 16.12.2000 in Berlin.

wegen ihrer unvermeidlich kritischen Dimension deswegen ablehnt. Dabei verhält es sich genau andersherum: Über die Schule tritt Kirche aus sich selbst heraus und gewinnt dadurch selbst. Sie wird frei für ein Bildungs- und damit auch für ein Selbstverständnis, das über sie selbst hinausweist. Ich sehe keine Institution, die in diesem Sinne der Kirche mehr nützen könnte als die Schule.

P. Klaus Mertes SJ bei seiner Festrede zum 50-jährigen Jubiläum des Kollegs St. Sebastian, Stegen



Foto: christoph eberle

KUNST AUS DEN SCHULEN DER SCHULSTIFTUNG

Kolleg St. Sebastian, Stegen; (2015)

